

Schon etwas herauskommen, und wir möchten sie deshalb durchaus nicht vermissen, aber wir wollen deshalb nicht Ursache mit Wirkung verwechseln: Die Unwissenheit in gesundheitlichen Dingen ist in erster Linie Folge der wirtschaftlichen Misere, nicht ihre Ursache. Beseitigt die landwirtschaftliche Ausbeutung, und die Hygiene findet einen günstigen Boden, auf dem sie wirken kann.

Das zusammenfassende Urteil, das der Referent der Vorkonferenz, Herr Prof. Dr. C. F. F. Lez, nach einer Umfrage bei Lehrern, Geistlichen und Ärzten abgibt, geht dahin, „daß ein Rückgang der körperlichen Entwicklung bei der Landbevölkerung konstatiert werden müsse, daß jedoch im allgemeinen nicht die Entziehung von Milch und Butter aus dem ländlichen Haushalte die Ursache bilde, sondern angelegentlich frühe Arbeit, Alkohol- und Tabakmishbrauch.“ Daß der Alkohol- und Tabakmishbrauch mit der Kartoffel- und Schwarzbrotnahrung zusammenhängen, liegt auf der Hand. Die Ursachen des „Rückgangs der körperlichen Entwicklung“ reduzieren sich also auf Unterernährung und Überarbeit. Entartung des Landproletariats durch Unterernährung und Überarbeit, das ist die charakteristische Signatur Ost- und West-Preussens heraus!

Die Abschaffung des Eigentums.

Mit Grauen sehen die bürgerlichen Parteien dem kommenden Wahllampf entgegen. Nicht nur sind weite, bisher noch schlafende Arbeiterkreise aufgerüttelt, auch die andern kleinen Existenzen aus Kleinbürgern, Bauern- und Beamtentum sind durch die volkshenndliche Steuerpolitik und die reaktionären Staatsstreichdrohungen an die Seite der Arbeiter getrieben. Wie sind sie vom Proletariat zu trennen? Das ist die eigentliche, schwerwiegende Frage, die sich die kapitalistischen Parteien sorgenvoll stellen. Aus der praktischen Politik läßt sich kein Gegensatz zwischen Arbeitern und Kleinbürgern konstruieren. Da wird man es, noch einmal mit dem Prinzip, dem Eigentumsprinzip, probieren. Das sozialistische Endziel wird herbeigeholt werden, die Mittel-schichten grüßlich zu machen. Die Sozialdemokraten wollen das Eigentum abschaffen — so wird die Warnung erklingen — also alle, die ihr noch Eigentum besitzt und zu verlieren hat, macht Front gegen diese Feinde, waret euer heiligstes Gut!

Uns kann natürlich nichts erwünschter sein, als daß der politische Kampf statt um Einzelfragen, vor allem um das Ganze, um die prinzipiellen Forderungen geführt wird. Denn unser Ziel ist nicht in erster Linie, jetzt einfach mehr Wähler für uns zu gewinnen, sondern diese Wähler aufzuklären, ihnen einen klaren Einblick in unsere Ziele zu geben und sie damit dauernd zu gewinnen. Und nichts ist dazu geeigneter, als daß die Eigentumsfrage aufgerollt wird. Denn in der Umwälzung, in der Früher und der künftigen Natur des Eigentums wird das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und die Notwendigkeit des Sozialismus am gründlichsten erkannt.

Wollen die Sozialdemokraten das Eigentum abschaffen? Sie denken nicht daran. Schon das kommunistische Manifest hob das hervor: „Das den Kommunismus auszeichnet, ist nicht die Abschaffung des Eigentums: überhaupit, sondern die Abschaffung des bürgerlichen Eigentums.“ Wir wollen bloß das bürgerliche, d. h. das kapitalistische Eigentum aufheben. Der Kapitalismus hat das Wesen und die Bedeutung des Eigentums im Grunde umgewälzt, und gegen dieses neue Eigentum richtet sich unser Angriff.

Das alte vorkapitalistische, Kleinbürgerliche Eigentum war ein Mittel, durch eigene Arbeit zu leben. Der Bauer, der Acker und Geräte, der Handwerker, der Werkzeuge besaß, fand darin ein Mittel, Lebensmittel für sich selbst oder Waren für den Verkauf zu erzeugen; das aus dem Erlös der Waren gewonnene oder anderweitig erzielte Geld diente dazu, Lebensmittel zu kaufen. Der Besitz an Produktionsmitteln mußte sich auf soviel beschränken, als durch eigene Arbeit in Betrieb zu setzen war. Geld hatte keine andre Funktion, als den Wert der Waren auszubilden, den Warenaustausch zu vermitteln. Was kann einer, der viel Geld besitzt, damit tun? Er kann es bloß

für Lebensmittel oder Luxusartikel ausgeben und damit seinen Besitz allmählich erschöpfen. Diese Anschauung herrscht noch in vielen Kleinbürgerlichen Kreisen, die noch nicht kapitalistisch denken lernten. Bekommt da einer auf einmal viel Geld, z. B. eine Erbschaft, so weiß er nichts Besseres zu tun, als davon so lange lustig zu leben, bis das Geld alle ist.

Ganz anders handelt der moderne Bourgeois damit. Für ihn ist das Geld Kapital. Er rührt nicht an das Kapital, sondern lebt von den Zinsen. Für ihn dient Geldbesitz nicht dazu, Verbrauchsartikel zu kaufen, sondern Zinsen zu bringen. Geld als Kapital ist ein Vermögen, das alljährlich ein regelmäßiges Einkommen bringt, ohne selbst dabei geringer zu werden. Während das alte Kleinbürgerliche Eigentum ein Mittel ist, durch eigene Arbeit Lebensunterhalt zu finden, ist das kapitalistische Eigentum ein Mittel, ohne eigene Arbeit, durch Ausbeutung fremder Arbeit zu leben. Die Quelle dieses Kapitaleinkommens ist der Mehrwert; der überall in der Produktion durch Ausbeutung der beschlossenen Arbeitermassen erzeugt wird. Jeder, der Geld besitzt, kann es als Kapital anlegen, d. h. an dieser Ausbeutung teilnehmen; jeder, der sein Geld den Unternehmern und Beherrschern der Produktion zur Verfügung stellt, bekommt damit ein Anrecht auf einen Teil des allgemeinen Mehrwerts. Jeder Kapitalbesitzer ist gleichsam Mitglied der großen unorganisierten Verwertungs-gesellschaft, für die die arbeitende Klasse front.

Das Eigentum hat also mit dem Kapitalismus ein ganz neues Gesicht bekommen, und damit hat sich auch das Maß geändert, wonach es bewertet wird. Das Geld ist nicht mehr Ausdruck des Wertes, sondern des Mehrwertes. Das alte Eigentum wurde durch die Arbeit gemessen; der Wert der Waren, die man für das Geld kaufte, wurde durch die Arbeit bestimmt, die ihre Erzeugung kostete. Das gilt nicht mehr für das kapitalistische Eigentum. Der Gewinn, den es bringt, ist das Maß seines Kapitalwertes. Wenn eine Fabrik mit allen Maschinenanlagen 100 000 Mk. gekostet hat, und alljährlich zehn Prozent Gewinn auf dieses Kapital bringt, so wird der Besitzer nicht daran denken, sie für die Summe von 100 000 Mk. zu verkaufen. Denn hat er diese Summe als Geld in der Hand, so kann er damit als festen Zins nur vier oder fünf Prozent erzielen, also wäre sein Einkommen auf die Hälfte gesunken. Dagegen hat der Käufer, der jetzt statt des Geldes die Fabrik besitzt, sein Einkommen verdoppelt. So verrückt ist keiner, daß er einen solchen Tausch macht. Soll er die Fabrik verkaufen, so wird er die doppelte Summe, etwa 200 000 Mk. fordern; dann bleibt sein Einkommen sich ungefähr gleich, und was er früher als Profit einstrich, streicht er jetzt als Zins ein. Und umgekehrt wird der Käufer diese Summe ohne Bedenken bezahlen wollen, denn er bekommt jetzt noch immer dasselbe Einkommen wie früher. Der Kapitalwert der Fabrik ist also 200 000 Mk., das doppelte ihres Sachwertes. Das Geld, das für eine kapitalistische Unternehmung gezahlt wird, hat also nichts mit dem Werte der Produktionsmittel zu tun, die die Unternehmung bilden. Es ist nichts als kapitalistischer Ertrag; der Kapitalwert steigt mit dem Gewinn auf und ab. Bringt ein Geschäft nichts mehr ein, so mögen noch so schöne und teure Maschinen darin stehen, ihr Kapitalwert ist gleich Null geworden. Immer gibt meistens darüber außer dem Aktienhändler umgekehrt mag ein Besitz, wie z. B. ein Grundstück, ohne irgendetwas durch Arbeit erzeugter Wert sein; falls es eine hohe Grundrente einbringt, wird auch eine große Geldsumme dafür bezahlt; so werden die Junker und viele Bauern zu feindlichen Leuten.

So ist das Eigentum beschaffen, das wir aufheben wollen. Nur, weil die Masse der armen Kleinbauern und anderen kleinen Leuten gar keine Idee davon hat, welche Rolle das Kapital spielt und was kapitalistisches Eigentum eigentlich ist, nur deshalb ist es möglich, sie gegen das sozialistische Ziel zu verhehen. Denn sie kennen nur ihr armsüchliches Eigentum, das ihnen die Möglichkeit bietet, zu arbeiten, wobei sie sich zugleich nur zu oft vom Kapital ausbeuten lassen müssen. Aufhebung des Eigentums, darunter denken sie sich, daß ihnen die letzte Sicherheit eines bürgerlichen Lebensunterhalts noch genommen wird. Sie heischen gar nicht, daß Aufhebung des

kapitalistischen Eigentums nichts andres bedeutet, als die Aufhebung aller Ausbeutung, die Befreiigung der Parasiten, die von der Arbeit anderer leben, ihnen also zugehörte kommen würde, weil der Ertrag ihrer eigenen Arbeit ihnen dann erst vollständig und reichlich gesichert wird.

Wer nur das alte Eigentum kennt, kann sich die Abschaffung des Eigentums nicht anders vorstellen, als daß es durch das feindliche weggenommen wird, also als einfache Konfiskation. Die Aufhebung des kapitalistischen Eigentums ist natürlich ganz was anderes. Das kapitalistische Eigentum besteht nur in dem Anspruch auf Mehrwert, es wird am Mehrwert gemessen, es verschwindet zugleich mit dem Mehrwert selbst. Aufhebung dieses Eigentums ist also nichts anderes als Aufhebung der Ausbeutung selbst. Wenn die Arbeiter durch die Eroberung der politischen Macht und durch die Organisationsmacht den Lohn so hoch zu steigern wissen, daß nichts für den Mehrwert übrig bleibt, so hört die Ausbeutung auf. Und dann verschwindet zugleich das kapitalistische Eigentum, genau so wie bei der oben erwähnten Fabrik, die keinen Gewinn abwirft; der Kapitalwert aller Unternehmungen ist gleich Null geworden, mögen sie auch für Arbeiterorganisationen, die gemeinsam damit arbeiten wollen, also für die Produktion selbst, noch sehr wertvoll sein; Geld kann nicht mehr als Kapital auftreten, denn die Quelle des Mehrwerts ist verlegt.

Das soll natürlich nicht besagen, daß bei dieser Umwälzung der Gesellschaft keine direkten Konfiskationen und Expropriationen vorkommen können. Diese tragen dann aber einen anderen Charakter; sie haben nicht den Zweck, das Eigentum aufzuheben, sondern die Produktion zu organisieren. Für die Organisation der Produktion kann es nötig sein, große Monopole und hochkonzentrierte industrielle Gebilde, auch gegen den Willen ihrer Besitzer, in die Hände der proletarischen Staatsmacht zu bringen. Die Aufhebung des kapitalistischen Eigentums findet in anderer Weise statt, in der Aufhebung der Ausbeutung, also in der Erhöhung der materiellen und geistigen Lebensverhältnisse der arbeitenden Volksmassen. Die Umwälzung der mit Not und Hunger ringenden, vom Elend gebeugten, vom Kapital unterdrückten und geknechteten Arbeitermasse in ein freies, glückliches, reiches Volk, das sich mit seiner technisch hochentwickeltesten Arbeit Überfluß an allem schafft, das ist die Abschaffung des Eigentums, die wir meinen, die Abschaffung des kapitalistischen Eigentums.

Gewerkschaftsbewegung.

Die Ausperrung in Röttha.

Ueber die Stellung des Verbandsvorstandes der Kürschner zu der Ausperrung in Röttha erhalten wir vom Vorstand nachstehendes Schreiben:

Unser Präsidium Röttha und mit ihr die andern dortigen Gewerkschaften waren mit Erfolg bemüht gewesen, sich ein gezieltes Versammlungslokal zu verschaffen. Weil nun der Besitzer des Gasthofs zur Stadt Leipzig auch den Gewerkschaften seinen Saal zur Verfügung stellte, zogen eine Reihe bürgerlicher Vereine von dort aus. Die Schützengesellschaft sagte in ihrer Versammlung am 6. Mai 1910 den Beschlus, zum Schützengesellschaft mehr im Gasthof Stadt Leipzig auszutreten. Der Schützengesellschaft gehören auch einige Verbandsmittglieder an. Der Präsidium wurde später mitgeteilt, daß die Verbandsmittglieder Schulze, Hauschild und Wetter in der betreffenden Versammlung der Schützengesellschaft anwesend gewesen seien und auch für den Antrag gestimmt hätten. Diefes erregte in unserer Präsidium eine große Entrüstung, und es beschloß deshalb die am 17. September 1910 stattgefundene Mitgliederversammlung den Ausschluß von Albert Schulze, Hans Hauschild und Samuel Wetter.

Gegen den Ausschlußbeschlus legten die drei Mitglieder durch den Rechtsanwalt Wächter in Borna Beschwerde bei dem Hauptvorstand ein. Da der Vorstand der Ansicht war, die Beschwerde durch einen Rechtsanwalt nicht entgegennehmen zu können, teilte er dies dem Rechtsanwalt mit, worauf die drei ausgeschlossenen Beschwerde mit persönlicher Unterschrift einreichten.

Dem Vorstand wurde von seiten des Vorstandes des Arbeitergewerksverbandes mitgeteilt, daß unser Mitglied Wetter in der betreffenden Versammlung der Schützengesellschaft nicht anwesend gewesen sei und es sich bei den andern nicht feststellen lasse, wie

in der Wohnung droben war's aber dafür um so behaglicher. Frisch eingezogen und erleuchtet.

Der neue Notar machte sich in Glurns rasch beliebt. Man war froh in dem kleinen Nest, einen so guten Gesellschaftler zu haben. Erlacher verstand es bald, einen gemütlichen Kreis um sich zu bilden. Die junge Frau Notar hatte gar nicht geglaubt, daß sie sich so bald daheim fühlen würde.

Ueberall, wo der Herr Notar und seine Frau hinfamen, waren sie gern gesehene Gäste. Frau Maria hatte in der Frau des Arztes Doktor Oberforstler eine Freundin gefunden, die sich ihrer vielfach annahm.

Der erste Winter in Glurns verging dem jungen Ehepaar wie im Fluge. Dann kam der Sommer und brachte die alte Frau von Lindenthaler und deren einzigen Sohn, Georg, den Bruder Marias, für einige Wochen auf Besuch.

Georg von Lindenthaler hatte sich dem geistlichen Beruf gewidmet und damals gerade das erste theologische Studienjahr am Seminar in Trient absolviert. Er erfüllte mit dieser Berufswahl einen Herzenswunsch seiner Mutter, die tief gläubig und fromm war. Weniger war die freisinnige Tante Lies mit dem geistlichen Studium ihres Neffen einverstanden. Es hatte deswegen mehrere heftige Auseinandersetzungen zwischen beiden Schwestern gegeben, ohne daß es jedoch zu einem ernstlichen Zerwürfnis gekommen wäre.

Zwischen dem Notar Erlacher und seinem jungen Schwager Georg von Lindenthaler hatte von allem Anfang an ein ziemlich schroffer Gegensatz bestanden. Die beiden fühlten wenig Sympathie für einander. Erlacher war ein liberaler Mensch, innerlich ein Feind aller kirchlichen Bestrebungen, und scheute sich auch nicht, seiner Ansicht offen und mitunter derben Ausdruck zu verleihen, wenn er nach dieser Richtung irgendetwas geredet wurde.

Das Zusammensein mit dem jungen Theologen Georg von Lindenthaler gestaltete sich daher in diesem Sommer auch zu keinem sonderlich erquicklichen. Es schwelte immer so etwas wie Streit zwischen den beiden Schwägern in der Luft.

(Fortsetzung folgt.)

eine kleine Bank in seinem Weingarten anbringen lassen. Den Platz dafür hatte sich Maria selbst aussuchen dürfen. Hoch droben, ganz am äußersten Ende des Weinberges wurde die Bank angebracht.

Auf diesem herrlichen Fleck sah sie auch oft und oft mit ihrem Bräutigam. Ja, es war dort das regelmäßige Stillsitzen der beiden Verlobten. Man hatte von dort einen prächtigen Fernblick, ohne selbst gesehen zu werden. Zu Füßen die Stadt Meran, Haus an Haus, eng aneinander gedrückt, mit spitzigen, schiefen, rotbraunen Dächern. Und mitten in dem Gewimmel alter Bürgerhäuser die ehrwürdige landesfürstliche Burg. Weiter gegen Osten lagen verstreut die Gassen von Wals, umgeben von üppigen Obstgärten und Weingärten. Und drunten weit hinaus das sonnige Eisland. In der Ferne zeichneten sich die scharfen eleganten Konturen der Mendel von dem wolkenlosen Südblandshimmel ab. Ja, da droben sah sich's wie mitten in einem Märchen. Davials in der seltsamen, jugendstollen Brautzeit.

Die maßgebende Persönlichkeit in der Familie Lindenthaler war die Tante Lies. Eine Schwester der alten Frau von Lindenthaler. Wie diese von kleinem Tiroler Adel. Fräuleins von Gschleier waren die beiden Schwestern vor ihrer Verheiratung gewesen.

Tante Lies hatte sich jedoch zum Ehebund mit einem bürgerlichen entschlossen. Sie heiratete den Apotheker Neurauter in Meran und spielte seit Jahren in der Stadt eine erste gesellschaftliche Rolle.

Als die ältere Schwester Marias als Gattin eines adeligen Gerichtsadjunkten glücklich unter der Haube war, nahm sich Tante Lies ihrer zweiten Nichte eifrig an. Maria mußte bei den Kaffeekränzchen mittun, wurde auf Bälle geführt. Tante Lies arrangierte Einladungen und Ausflüge. Auf einem dieser Ausflüge hatte das Fräulein Maria von Lindenthaler den Notariatskonzipisten Julius Erlacher kennen gelernt.

Als dann tatsächlich die Verlobung der beiden jungen Leute erfolgte, begleitete Tante Lies das Paar zu allen Brautvisiten bei den Verwandten. Wie eine Königin sah sie neben dem jungen Paar, wußte auf alle spitzigen Bemerkungen eine treffende Antwort zu geben und hielt

allen spöttischen Blicken stand. Julius Erlacher schien gar nicht zu merken, daß er in diesen Patriarchenkreisen von Meran als Eindringling galt. Und Maria war zu glücklich, um irgend etwas zu bemerken.

Marias Hochzeit wurde prunkvoll gefeiert. Es gab eine große Tafel. Die Kosten trug Tante Lies. Auch die Hochzeitsreise zahlte die stolze, innerlich aber herzensgute Nante.

Inzwischen war die alte Frau von Lindenthaler mit ihrer Schwester nach Glurns gefahren, um den Neuwahlzeiten ihr Heim recht behaglich einzurichten.

Es war Ende Oktober, als Herr Notar Julius Erlacher mit seiner jungen Frau seinen Einzug in Glurns hielt. Mutter und Tante hatten die beiden mit einem Wagen in Eisfaberns erwartet und nach Glurns herübergebracht.

Es regnete in Strömen. Ein eislastiger Wind pfliff von den Höhen der Malferheide. Die junge Frau hielt sie festes in ihren Reisemantel.

Es war schon dunkel, als der Wagen in Glurns ankam. Frau Erlacher blinnte schüchtern um sich. Das sollte ihr neuer Aufenthaltsort sein. Es froz sie erbärmlich. Drunten im Südband, hatten sie so schönes Wetter gehabt. Es war fast noch heiß gewesen. Und hier dieser nachtaktige Regenschauer.

Von Glurns bekam sie an diesem Abend nicht viel zu sehen. So dunkel war es. Die Umrisse von einigen Häusern, aus denen sie und da ein trübes Lichtlein flackerte, tauchten auf.

Büßlich hielt der Wagen. Man war vor Erlachers Wohnung am Stadtplatz angelangt. Der Notar hob zuerst seine kleine Frau aus dem Wagen und war dann der Schwiegermutter und Tante beim Aussteigen behilflich. „Gottlob! Da wären wir glücklich!“ sagte er aufatmend.

Unter der Haustüre stand eine ältere Magd. Frau von Lindenthaler hatte sie für das junge Paar in Meran aufgenommen. Die Magd ging voran ins Haus und leuchtete den gewölbten Hausgang entlang. Ein Geräusch von Kartoffeln und saurem Gemüße, von gebranntem Kaffee und Del schlug den Ankömmlingen entgegen.